

Rainer M. Gerhardt:

Gedichte, so oder so gesehen ...

- A: ... ausserdem hast du mir letzte Woche ein Manuskript mit Gedichten von dir gegeben.
- B: Ich bin auf dein Urteil neugierig.
- A: Urteil ist ganz schön, aber zuerst müssten wir urteilen können.
- B: Das muss man doch machen können. Man studiert doch und schreibt dicke Bücher.
- A: Gewiss, alle schreiben über Gedichte. Doch keiner kann dir sagen, was ein Gedicht zum Kunstwerk macht. Du bekommst allgemeines Geschwätz zu hören. Das ist alles.
- B: Es beschäftigen sich viele Leute mit diesen Problemen. Ich glaube nicht, daß man das nicht sagen kann.
- A: Weißt du vielleicht, was ein Gedicht ist?
- B: Ja, ich glaube, ein Gedicht ist ein sprachliches Gebilde, das in einer bestimmten Form einen bestimmten Inhalt wiedergibt, wobei Form und Inhalt sich entsprechen, das heißt eine Einheit bilden müssen.
- A: Gut gebrüllt, Löwe. Du hast mir eine Formel an den Kopf geworfen, die gar nichts sagt, und über das Gedicht als Kunstwerk sagt sie überhaupt nichts.
- B: Wenn ich es überdenke, hast du eigentlich recht. Einen festen Punkt haben wir: sprachliches Gebilde.
- A: Schön, also Sprache.
- B: Der bestimmte Inhalt ist die Sache des Dichters.
- A: Ja, das Vorhandensein von Inhalten ist die Voraussetzung des Künstlerseins. Die Inhalte sind aber fest mit etwas verbunden, und das ist die Form. Wir sprechen schließlich von **Kunstwerken**. Das Ringen des Künstlers geht um die Form. Er muß für den jeweiligen Inhalt die entsprechende Form finden. Extrem wäre zu sagen, daß der Inhalt immer schon die Form ist. Oder umgekehrt. Das ist aber kein Rezept. Es ist eine Möglichkeit, fertige Kunstwerke zu betrachten.
- B: Um zurückzukommen auf unser Thema: man müsste für einen romantischen Inhalt einen romantischen Vers verwenden, usw.
- A: So einfach ist das wieder nicht. Wir wollen das Romantisch weglassen. Besser wäre es zu sagen, für eine gefühlsbetonte Sache eine Form, die das Gefühl besonders zum Ausdruck kommen läßt. Daß diese Form durchaus eine andere als eine romantische sein kann, ist selbstverständlich.
- B: Wieso selbstverständlich?
- A: Schau in irgendeine Gedichtsammlung und du wirst sehen, das gefühlsbetonte Gedichte durchaus nicht einen romantischen Charakter haben müssen.
- B: Das sehe ich ein. Schließlich haben wir ja auch verschiedene Gefühle, verschiedene Abstufungen von Gefühlen und auch verschiedene Gefühlsrichtungen.
- A: Die wieder Inhalt und Form bestimmen.
- B: Komm doch einmal zu meinen Gedichten zurück.
- A: Mein Lieber. Die Hälfte der Menschheit schrieb oder schreibt Gedichte, aber mindestens 95% aller Gymnasiasten und besonders in deinem Alter. Glaubst du, daß du mit deinen Gedichten mit etwas Besonderem aus der Menge herausragst?
- B: Das kann ich dir nicht sagen. Ich habe dir die Gedichte gegeben, damit du mir sagst, ob sie etwas taugen oder nicht. Und ich bitte dich, das ganz rücksichtslos zu tun.
- A: Nimm es mit bitte nicht übel. Was du schreibst, das schreiben hundert andere auch. Du wirst zwar glauben, daß deine Gefühle intensiver sind als die deiner Kollegen. Das ist durchaus möglich. Aber beim Gedicht kommt es zuerst einmal auf das Können an, auf das gebändigte Gefühl. Man kann nicht stundenlang Verse schreiben und mit Versen

klingeln:

Dein Gedicht über meinem,
Mond, der zu Ruhe geht,
Und eine Weile ein Weinen,
Das dunkel verweht ...

Schau, das ist nicht schlecht. Eindrücke sind aneinander gereiht, die aus einer Stimmung entstanden sind und eine Stimmung erzeugen sollen. Die Alliteration, der gleiche Anlaut ist verwendet worden, dadurch wird die Zeile geschmeidig, besonders wenn man das „W“ verwendet und „EI-Silben“ anschließt. Eine Untugend hast du nicht, nämlich schmückende Beiworte in rauen Mengen oder überhaupt zu verwenden. Sie sind eine gefährliche Sache und man muss viel können, bevor man sie anwenden darf. Denn z.B.:

Dein liebliches Gesicht über meinem ...

wäre schlecht, das „Liebe“ muss aus dem Vers, na, sagen wir, aus der Stimmung heraus zu hören sein. Die Sätze sind kurz und prägnant, das Überflüssige ist weggestrichen. Dieses Stückchen Gedicht scheint mir das Beste des ganzen Bandes. Es zeigt, daß du gefeilt hast, trotzdem lässt es unbefriedigt.

B: Das verstehe ich nicht. Zuerst lobst du es, dann ziehst du alles wieder zurück.

A: Da haben wir einen kleinen Unterschied. Ich habe nach der Güte des Gedichts gefragt. Es ist nicht schlecht, ja, man kann sagen, es ist ganz gut. Aber ich frage als Zweites nach dem Wert und Wert hat es keinen.

B: Warum? Ein gutes Gedicht muss doch auch Wert besitzen?

A: Nein. Tausende schreiben gute Verse. Das kann man lernen. Es gehört ein besonders feines Ohr dazu, besonders feine Nerven, um den Feinheiten der Sprache folgen und die kleinen, aber wichtigen Zwischen-, Unter- und Nebentöne einfangen zu können und auf alle Fälle, etwas daraus zu machen. Man muss ein gutes Ohr haben. Und dann noch etwas: Originalität besitzen.

B: Geh, was für Originalität? Das gibt nur Verkrampfungen, die gemacht sind, Originalität zu beweisen und Anspruch auf ein Künstlertum zu erheben, der ganz unberechtigt ist.

A: Jetzt muss ich dir rechtgeben. Vieles wird aus Originalitätssucht gemacht. Das hat man aber bald heraus. Die Dinge sind dann zu leicht, um schwer genommen zu werden. Der Gaukler zeigt sehr schnell sein wahres Gesicht. Aber auch Gaukler sind notwendig. Sie entdecken manche Möglichkeiten, die andere dann ernsthaft ausnutzen können. Die Geschichte der Dichtung ist eine Entdeckungsgeschichte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wird das Ohr verfeinert, entdeckt neue sprachliche Möglichkeiten, und gefühlsmässig neue Räume, neue Gefühle werden erzeugt oder alte Gefühle auf eine neue Art angesprochen.

B: Ich höre immer neu, neu. Was heißt schon neu? Ein Gedicht von Goethe ist heute gerade so schön wie vor 150 Jahren. Ein Gedicht von Hölderlin ist heute gerade so ein Wasserfall wie es vor 150 Jahren einer war.

A: Zum Teil hast du recht, zum Teil unrecht. Vom Dichter aus gesehen, was das Gedicht schon damals so wie es heute ist, vom Leser, also Publikum aus gesehen, ist heute etwas ganz anderes als früher. Publikum gehört nun einmal zu jedem Kunstwerk. Vor hundert Jahren waren Hölderlins Gedichte noch kein Wasserfall – wir bewegen uns auf der Seite des Publikums – niemand oder doch nur wenige haben Hölderlins Gedichte verstanden. Erst in unserem Jahrhundert, war es den Ohren möglich, diese Rhythmik, diese Melodik zu erleben. Der Dichter war seiner Zeit voraus. Hundert Jahre

Lücke

- B: Aber Goethe wurde doch von seinen Zeitgenossen verstanden.
- A: Ich glaube ja. Auf die eine Weise, wir verstehen ihn heute anders. Seine Gedichte, so wie wir sie lesen, sind nicht die, die seine Zeitgenossen lasen. Unter den koketten Rokogedichten schwingt ein anderer Ton, und der ist es der uns heute betrifft.
- B: Aber doch betrifft. Du hast gesagt, daß Goethe und Hölderlin, unsere Beispiele, uns heute irgendwie ansprechen, uns also angehen. Dennoch willst du mir verwehren, ihren Weg fortzusetzen?
- A: Halt. Du setzt nicht fort. Es sind noch eine ganze Reihe von Leuten da, die du kennst oder die du nicht kennst und in deren Ton du geschrieben hast.
- A: So ändert das nichts an der Tatsache, daß sie leben oder gelebt haben und Gedichte von ihnen vorhanden sind. Und du zählst zu ihren Epigonen.
- B: Aber hör mal. Ich nehme dir ja nicht übel, aber Epigone ist doch stark.
- A: Soll ich dir deine Vorsänger aufzählen? Lieber nicht.
- B: Das ist doch gleich. Die Gedichte taugen was?
- A: Ja, zum Teil.
- B: Und sie besitzen keinen Wert?
- B: Ich begreife, du willst mir so etwas erzählen wie: der Dichter in seiner Zeit, daß der Dichter ...
- A: Ah, du bezeichnest dich schon als Dichter ...
- B: ... daß der Dichter das Gesicht seiner Zeit darstellen, das Durcheinander ausdrücken und zur allgemeinen Kenntnis bringen müsse.
- A: Das ist Unsinn. Damit geben sich nur Leute von geringem Verstand und Unterscheidungsvermögen zufrieden. Es gibt keine Aufgabe als Dichter. – Er ist ja kein Schulmeister – es gibt nur Aufgaben des Menschen, die dieser sich selbst stellt. Es ist Unsinn, den Auftrag der Zeit zu erwarten, das Zeitgenössische ist etwas ganz anderes.
- B: Du willst dich aus der Schlinge ziehen? Du nebelst dich ein.
- A: Pass auf: ist ein Dichter ein Mensch?
- B: Alberne Frage. Natürlich.
- A: Hat er also die Aufgabe des Menschen, im Falle er sich selbst eine Aufgabe gibt?
- B: Ebenso natürlich.
- A: Hat der Dichter andere Aufgaben als der Mensch?
- B: Nein, er ist ja kein Schnabeltier.
- A: Nochmals: der Dichter hat die Aufgabe des Menschen, falls der Mensch überhaupt Aufgaben hat, was wieder von seiner Entscheidung abhängt.
- B: Das habe ich kapiert.
- A: Ist ein Mensch, der Dichter ist, ein heute Lebender?
- B: Falls er noch nicht 200 Jahre tot ist, ja.
- A: Glaubst er, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt ist?
- B: Falls er zu Schule ging, glaubt er das nicht mehr.
- A: Ist er von der Sicherheit der Welt überzeugt?
- B: Na hör mal, wenn er davon überzeugt wäre, müsste er die letzten 50 Jahr über den Wolken gelebt haben.
- A: Glaubst du, daß ein Mensch von heute ein anderer ist als der von vor hundert Jahren?
- B: Als DER MENSCH ist er der gleiche, aber als Wirklichkeit nicht. Da Erfahrungs- und Erlebnisunterschiede usw.
- A: Du bist doch davon überzeugt, daß die Einheit des Gedichts von der Einheit mit dem Dichter abhängig ist?
- B: Allerdings.

- A: Kann dem zu Folge die Gedicht-Dichter-Einheit von vor 100 Jahren die gleiche sein wie die von heute?
- B: Ich gebe mich geschlagen. Du hast recht. Alles Zeitgenössische ist vorhanden, wenn das Gedicht wirklich das Unmittelbare, die Einheit mit dem Dichter besitzt. Der Dichter ist heute ein lebender Mensch, seine Nöte und Empfindungen sind heutige und seine Gedichte können[,] wenn sie nicht Nachahmungen sind, nur im Heutigen sein. – Ich habe mein Todesurteil gesprochen.
- A: Dass du das einsiehst.
- B: Das ist gar nicht so einfach. Wir sind doch von gewissen Dingen abhängig, die uns bewusst sind und können doch nur immer einen Schritt weitermachen, den wir irgendwo angedeutet finden.
- A: Dazu besitzt man eine Tradition.
- B: Du hast gut reden, wenn ich mich bei uns umschaue, sehe ich nichts von Tradition. Unsere Dichtung ist idyllisch, nett, harmlos, man merkt, daß die Dichter keine Dichter sind. Sie besitzen nicht die Stärke, ohne Tradition auszukommen und Tradition ist ihnen nicht bewusst. Was bleibt, ist eine schale Sache.
- A: Es gibt ein einfaches Wort dafür: Epigonen. – Wir haben Epigonen des Barock, Epigonen der Klassik, Epigonen der Dichter des Dreissigjährigen Krieges, Epigonen der Romantik, Epigonen, Epigonen ... Das zeigt, daß wir keine Dichter haben. Ein anempfundenes Gefühl, so etwas gibt es, ein eingebildetes Gefühl, das sich klassizistisch oder romantisch gebärdet, und, man könnte sagen, Stilübungen macht, die bei uns als Dichtungen bezeichnet werden.
- B: Du bist heute bissig. Ist denn bei uns gar nichts vorhanden?
- A: O doch, wir haben schon eine Tradition, bloss kümmert sich kein Mensch um sie, man ahmt nach, das ist einfacher als in einer Tradition weiterzugehen. Aber hier und dort ist einer, leider ist ein Teil von diesen Leuten 1933 verboten worden, und, aus unbegreiflichen Gründen, sind sie jetzt noch verschollen. Es entsteht der Eindruck, und zum Beispiel – Jahn bestätigt das – daß das deutsche Publikum sich in einer altertümlichen Idylle wohlfühlt und gar nichts anderes haben möchte. Wir haben Beweise dafür. Ich spreche nicht zum ganzen Publikum, aber doch vom Hauptteil.
- B: Ist das bei anderen Völkern genau so?
- A: Nein, leider Gottes und Gott sei Dank. Bei ihnen ist es nicht so. Die anglo-amerikanische Literatur ist die bedeutendste Literatur. Sie besitzt eine grosse Tradition und baut bewusst auf. Eines wächst dort aus dem anderen. – Die Französische Dichtung ist durch die Resistancezeit aus ihrem etwas ästhetisierenden Spielen erwacht und steht mit einer ganzen Reihe fast unbekannter Dichter von großer Kraft ebenfalls sehr bedeutend da. – Doch davon wollen wir ein anderes Mal sprechen.
- B: Kehren wir zurück. – Könntest du nicht ein paar Sachen vorlesen, die du als in einer Tradition stehend ansiehst in der deutschen Dichtung?
- A: Gerne, es ist zwar schwer, aber es lässt sich von früher Zeit her eine Linie bis in die jüngste Zeit verfolgen.

Die deutsche Sprache

Ferner Gestade, die Woge schnell,
 Dem Blicke gehellt bis zum Kiesel ist –
 Das Gebüsch blinket er durch oder wallt
 In die Luft, hohes Gewölk, duftend – der Strom,

Wirbelchen drehn mit ihm fort. So strömt
 Die Sprache, die Hermann, dein Ursohn spricht.

O, auch du glichest dem Strom, Mann des Volks,
Da dir Roms steigender Damm lockert´ und brach.

Tieferen Quellen entströmet sie.
Erst wenige Zeit, da der eine Quell
Noch in Sand floss, sich verlor. Säumend jetzt
Und mit der Eil hallte der jetzt aus dem Geklüft;

Aber er rann in den Kies. Nun kam
Der Glücklichen Einer und leitet ihn
In den Strom. Schatten umher pflanzt man schon
An der Kluft, weilen da schon Wanderer gern,

Stehen und sinnen: versiegt vielleicht
Ein ähnlicher Quell in dem Sand auch uns?
Und gebricht Leitung ihm nur? Doch verweht
Wird ihr Wunsch; Doppelgekling bleibt ihr Gesang.

Sage verbreitet, es schweb umher
Wie Griechengestalten bei Nacht am Quell;
Und gehorcht werde sein Fall, wird es, wenn
Der Erguss tönet Verein, Gegenklang rauscht.

Der ist geheimere Kunst, der trifft
Zur Weise, wie Orpheus der Kelt es traf.
Dem Verein kommt nur der Wald; aber tönt
Der Genoss auch in das Lied, wandelt der Hain.

Lasst mich weinen, umschränkt von Nacht,
In unendlicher Wüste!
Kamele ruhen, die Treiber desgleichen,
Rechnend still wacht der Armenier;
Ich aber, neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden, ärgerlichen Krümmungen.
Lasst mich weinen! Das ist keine Schande.
Weinende Männer sind gut.
Weinte doch Achill um seine Briseis!
Nerxes beweinte das unerschlagene Heer,
Über den selbstgemordeten Liebling
Alexander weinte.
Lasst mich weinen! Tränen beleben den Staub.
Schon gruneltes.

Auf falbem Laube ruhet
Die Traube, des Weines Hoffnung,
Also ruhet auf der Wange

Der Schatten von dem goldenen
Schmuck, der hängt
Am Ohre der Jungfrau.

Und selig soll ich bleiben
Leicht fange aber sich
In der Kette, die
Es abgerissen, das Kälblein.

Es liebet aber den Sämann
Zu sehen eine,
Des Tages schlafend über
Dem Strickstrumpf.

Nicht will wohllauten
Der deutsche Mund,
Aber lieblich
Am stechenden Bart rauschen
Die Küsse.

Septemberabend; traurig tönen die dunklen Rufe der Hirten
Durch das dämmernde Dorf; Feuer sprüht in der Schmiede.
Gewaltig bäumt sich ein schwarzes Pferd; die hyazinthenen Locken der Magd
Haschen nach den Inbrunst seiner purpurnen Nüstern.
Leise erstarrt am Saum des Waldes der Schrei der Hirschkuh
Und die gelben Blumen des Herbstes
Neigen sich sprachlos über das blaue Antlitz des Teichs.
In roter Flamme verbrannte ein Baum; aufflattern mit dunklen Gesichtern die
Fledermäuse.

Lass in der blauen Luft die Reiher fliegen,
Und in den Dolden den Zorn,
Lass im Vergehen Musik die Vergangenen rühren,
Die Wehe von der Geburt des Regens,
Niederrauschend an den Stämmen von Babylon.
Seder, deine Geschichte ist ähnlich,
Es zählt nicht die Mutter des Nil, noch gelten
die Schatten der Ebenen, des kahlen Bergs Wand,
Noch verlorene Paradiese am gelben Strand.

Es schläft die Nacht ihren Schlaf. Die Zyklopen
Sprengen die Grüfte, die Götter
Steigen herauf, die Schatten, Furien hört mich,
Die großen Schatten der Nacht, der Zeit,
O Sibylle, die großen Schatten von hier
Und jetzt und immerzu, vom Augenblick,
Schreiend und selbstbewusst, in steinerner Ruhe, in verlassenem Gefild.

- B: Ich finde einen großartigen durchgehenden Ton, zwar nicht immer von der gleichen Qualität. Von wem sind die Gedichte?
- A: Das erste Gedicht war von Klopstock, das nächste aus dem West-Östlichen Divan von Goethe, dann kam AUF FALBEN LAUBE von Hölderlin, anschließend habe ich einen großen Sprung gemacht und bei Georg Trakl's LANDSCHAFT gelandet, der Schluß brachte das Gedicht eines jungen Autoren.
- B: Man sieht deutlich, wie sich die zu sagenden Dinge gewandelt haben, wie entfernte Gegenstände durch den gleichen Ton verbunden werden und wie doch jedes Gedicht durch sein Register an Unter- und Zwischentönen etwas durchaus Eigenes und Neues und dem Dichter Entsprechendes ist.
- A: Und nun müßte man sagen: Her mit den modernen Gedichten, damit wir sehen können, was mit ihnen ist.
- B: Könnte man nicht einmal ein paar Gedichte zusammenstellen und vorlesen?
- A: Das könnte man schon. Doch heute nicht mehr. Es ist schon zu spät.

Südwestfunk, Baden-Baden, 26. 10. 1949; 14.15 bis 14.45 Uhr. (Sendemanuskript, 9 Seiten)